

Paul Rheinbay SAC

Der Pallottiner Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule seines Ordens in Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordenstheologie“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz.



Paul Rheinbay SAC

Ich gehe fischen.

Lebenskultur religiöser Gemeinschaft in individualisierter Zeit

Es war noch nie so wenig selbstverständlich...

Was hält uns zusammen? Vielleicht war es früher einfacher, die Frage zu beantworten. Es schien jedenfalls so. Die Tagesordnung war für alle Konvente gemeinsam und bildete einen stabilen Rahmen. Die Arbeit vollzog sich oft in Institutionen, die der eigenen Gemeinschaft gehörten wie Schule, Krankenhaus, Klostergarten. Natürlich gab es immer einzelne, die „außerhalb“ arbeiteten wie etwa in Pfarreien. Aber das hielt sich in Grenzen, jedenfalls offiziell. Und dass jeder betet, einen geistlichen Lebensrhythmus hat, das sicherte die Abfolge der Gebetszeiten nach außen hin ab. Darüber gesprochen wurde

selten, zumindest außerhalb der Formationszeiten wie Noviziat.

Auch damals schon konnte die zweifache Verpflichtung von Gebet und Arbeit ganz schön eng werden, wenn etwa die Schichtzeiten einer Krankenstation mit den Gebetszeiten konkurrierten oder dafür sorgten, dass der Tag (Betrachtung / Gottesdienst) bereits zu sehr früher Stunde begann. Oder wenn zu den ganz normalen Aufgaben eines Lehrers wie selbstverständlich am Wochenende noch der pastorale Aushilfsdienst in rundum liegenden Gemeinden dazu kam. Natürlich galt es auch zu dieser Zeit bereits zu differenzieren zwischen Frauen- und Männergemeinschaften, zwischen kontemplativen, monastischen und apostolisch ausgerichteten

Gemeinschaften – wobei das Lebensmodell der letzteren sich stark anlehnte an den klösterlichen Rhythmus, zumindest als „gefühlte Idealform“. Als nach dem Konzil und den äußeren und inneren Unruhen der 68er Jahre auch in der Kirche die Formen in Frage gestellt wurden, gab es vor allem in den in Seelsorge und Caritas „tätigen“ Gemeinschaften Austrittswellen. Ohne dass hier entsprechende Erhebungen vorliegen, lässt sich wohl sagen, dass es vor allem mit überkommenen Autoritätsstrukturen Unzufriedene und Suchende waren, denen das Kleid der Gemeinschaft zu eng geworden war und die sich vom frischen Wind der Freiheit versprochen, mehr zu sich selbst zu kommen.

Jetzt, fast 50 Jahre später, ist individualisiertes Leben nach wie vor ein Thema hinter Klostermauern, die es ja in alter Form oft auch nicht mehr gibt. Inmitten einer Zeit sterbender Konvente und Gemeinschaften, inmitten einer von älteren und alten Mitgliedern (wie gesamtgesellschaftlich auch!) dominierten Ordenspräsenz steht die Frage nach dem guten Leben des / der Einzelnen und lässt eine gemeinsame Lebenskultur alles andere als einfach gegeben erscheinen.

So ist es nicht selbstverständlich, dass gerade dort, wo sich durch Berufungen für eine Gemeinschaft Zukunft eröffnet,

- Schwestern und Brüder einen geistlichen Weg gehen und so menschlich-spirituell wirklich in die Tiefe wachsen;
- im Miteinander der Generationen liturgische Formen gefunden werden, in denen auch jüngere sich beheimatet wissen;

- Projekte von einzelnen, beauftragt und wertgeschätzt durch die Gemeinschaft, in einen Gesamtplan, eine apostolische Grundaussage eingebunden sind;
- nach dem Wegfallen von bzw. dem Weggang aus Institutionen es noch Orte der Zusammenarbeit gibt, die miteinander verbinden, die das Bewusstsein des Einander-Brauchens stärken und die somit gemeinschaftliche Identität stiften;
- die anfallende Arbeit, verteilt auf immer weniger Schultern, in einem sinnvollen Verhältnis zur kontemplativen Seite der Lebensform steht und nicht als willkommene Entschuldigung für fehlende innere Stille dient;
- bei gemeinschaftlichen Anlässen in offener Weise über diese Fragen gesprochen wird.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht dem Autor nicht darum, die Errungenschaft in Frage zu stellen, dass der Weg jedes einzelnen Mitglieds religiöser Gemeinschaft einzigartig und kostbar ist. Es hat lange gedauert, bis etwa die Ordenskongregation in ihrem Schreiben über Fragen der Autorität und des Gehorsams dies ausdrücklich anerkannte.¹ Ein damit verbundenes Postulat scheint jedoch dringlich zu sein, zumal im Hinblick auf wieder mehr nach dem Erleben von Gemeinschaft suchende Interessenten: Welche Erfahrung und welches Bewusstsein macht den bunten Blumenstrauß von individuellen Wegen und Zielen zu einem kommunitären, vom Nachfolge-Motiv geprägten Leben? Wie kann die oft vorherrschende, isolierende Haltung der Machbarkeit aus eigenen Kräften umgeformt werden zu einer Angewiesenheit auf Gott und die konkrete Ge-

meinschaft? Will nicht die Ausdrucksform der evangelischen Räte in ihrem Verzicht auf Ressourcen, Autonomie und familiäre Fruchtbarkeit genau dorthin führen? Und schließlich: Wie kann die persönliche wie kommunitäre Teilnahme am verwandelnden Ostermysterium wieder mehr in die Mitte der Aufmerksamkeit und Motivation rücken – als Gegenmittel zu einer oft eher depressiven, resignativen Schau in die Zukunft, die sich in überraschend scharfer Kritik an der eigenen Gemeinschaft festmacht?

Fischen gehen und Osterdurchgang

Die Daseinsbedingung und Lebendigkeit geistlicher Gemeinschaft gründet in der Schrift und in der dort bezeugten Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Herren. Jegliche Motivation, die nicht von dort ausgeht, verleugnet ihr Proprium, ihr Eigentliches. Deshalb sei in die Mitte dieses Nachsinnens über aktuelle Aspekte der Lebensform religiöser Gemeinschaft ein österlicher Erfahrungsbericht gestellt, in dem eine Gruppe der Jünger Jesu ihn als lebendig erlebt. Es ist die Erscheinung aus dem Nachtragskapitel im Johannes-Evangelium (21), wiedergegeben hier nach der Züricher Übersetzung:

Danach zeigte sich Jesus den Jüngern noch einmal, am See von Tiberias. Und er zeigte sich so: Simon Petrus und Thomas, der Didymus genannt wird, und Natanael aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren beisammen. Simon Petrus sagt zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagen zu

ihm: Wir kommen auch mit dir. Sie gingen hinaus und stiegen ins Boot und fingen nichts in jener Nacht.

Als es aber schon gegen Morgen ging, trat Jesus ans Ufer; die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war. Da sagt Jesus zu ihnen: Kinder, ihr habt wohl keinen Fisch zum Essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sagt zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet einen guten Fang machen. Da warfen sie es aus, und vor lauter Fischen vermochten sie es nicht mehr einzuziehen. Da sagt jener Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr. Als nun Simon Petrus hörte, dass es der Herr sei, legte er sich das Obergewand um, denn er war nackt, und warf sich ins Wasser.

Die anderen Jünger aber kamen mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Ufer entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie nun an Land kamen, sahen sie ein Kohlenfeuer am Boden und Fisch darauf liegen und Brot. Jesus sagt zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. Da stieg Simon Petrus aus dem Wasser und zog das Netz an Land, voll von großen Fischen, hundertdreiundfünfzig. Und obwohl es so viele waren, riss das Netz nicht. Jesus sagt zu ihnen: Kommt und esst! Keiner von den Jüngern aber wagte ihn auszuforschen: Wer bist du? Sie wussten ja, dass es der Herr war. Jesus kommt und nimmt das Brot und gibt es ihnen, und ebenso den Fisch. Das war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern zeigte, seit er von den Toten auferweckt worden war.

Warum dieser Text? Er beginnt mit der Tätigkeit des Fischens, welche zum Kompetenzbereich der Jünger gehört. Trotzdem müssen sie, ähnlich wie in der Berufungsszene bei Lukas (5. Kapitel), eine Erfahrung machen, die irritiert. Sie gehen einfach ihrer gelernten Arbeit nach und werden dabei frustriert. Bis dahin läuft alles so, als ob es den Herrn als Grund und Kraft ihres Tuns nicht gäbe. Von daher passt diese Stelle gar nicht so recht in die Zeit nach Ostern – so wenig wie das Tun von Christen, die sich einmal von der Faszination des Auferstandenen angezogen fühlten und dann wieder auf nur die eigenen Ressourcen zurück schalten. Es ist die Nacht des Misserfolgs: „Ohne mich vermögt ihr nichts.“ (Joh 15, 5) Und dann der Morgen der nicht ausdenkbaren Überraschung: Da ist einer, der einlädt in sein neues Leben, in seine Weise, Frucht zu bringen, nicht mit menschlichem Maß. Der Herr ist da, doch sie erkennen ihn nicht, analog zu anderen Osterberichten, wie etwa dem im Kapitel zuvor mit Maria Magdalena. Davon aber, ihn zu erkennen, hängt alles ab. Sonst ist die Gefahr zu groß, den reichen Fischfang auf das Konto des eigenen Könnens zu buchen; jeder für sich. Es ist nicht Petrus, der erste der Jünger, welcher „sieht“. Der „Lieblingsjünger“ meldet sich zu Wort, wie zuvor nur in der Identifikationsszene des Verräters im Kapitel der Fußwaschung. Und wie in der lukanischen Wundererzählung schämt sich Petrus seines Stolzes und wohl auch seines Verkennens Jesu. Jetzt liegt der Schwerpunkt nicht mehr wie bei Lukas auf der Wunder- und Sendungsgeschichte. Jetzt geht es darum, die Gegenwart des Auferstandenen wahr zu nehmen, mit liebendem Blick.

Die Offenbarung, das „sich zeigen“ des Auferstandenen liegt auf einer ganz anderen Ebene als jeder mögliche Erfolg. Die Frustration des „sich ohne ihn Abmühens“ und die beglückende Erfahrung des „in ihm“ vermag dafür die Augen zu öffnen. Aber – diese Erkenntnis wird nicht dem einzelnen für sich zuteil, sie wird dem Liebenden für die Gemeinschaft geschenkt.

Deswegen gibt es, anders als bei Lukas, am Schluss der Szene ein Mahl. Er, der immer wieder mit den Seinen Mahl hielt und sein Sterben im Mahl deutete, lädt ein. Die Jünger sollen von dem Ihrigen bringen, dabei ist das Mahl eigentlich schon bereit. Das, was zusammenschließt, ist das gemeinsame Erkennen: Sie wussten, dass es der Herr ist. Es ist ein Wissen der Liebe, nicht des Verstandes. Es ist der Primat, der jetzt, nach der österlichen Umkehr, Seinem Wirken eingeräumt wird, nicht mehr dem eigenen Projekten und Plänen. Es ist die Angewiesenheit auf Ihn und die Gemeinschaft, in der er sich zeigt.

Autoreninfo

Die genauen Angaben zum Autor finden Sie in der gedruckten Ausgabe.

Deswegen muss Petrus in der folgenden (bekannten, hier nicht zitierten) Szene seine Liebe zu ihm nochmals reinigen lassen. In der dreifachen Frage „Liebst du mich?“, in der schmerzhaften Erinnerung an sein Versagen bekommt er jene Liebe neu geschenkt, die ihn dann befähigt zum einigenden Amt in der Gemeinschaft.

Es sind grundlegende Lebenslinien, welche die nachösterliche Gemeinde sich in diesem Kapitel ins eigene „Stammbuch“ schreibt. Und wenn Leben nach den evangelischen Räten im Osterdurchgang, in der Geburtsstunde neuen Lebens wurzelt, dann gehören diese Haltungen mit den dazu gehörigen Wandlungsprozessen in Erinnerung gerufen, sozusagen als Kompass für eine Reform, für das Finden einer neuen Form des Lebensstils.

Anders-Ort: Welt in Wandlung

Da ist der große Schritt vom Fischen nach den individuell gesteckten Zielen hin zur Abhängigkeit von Christus und der Gemeinschaft mit Ihm in der Mitte. Inmitten der „Welt“ mit ihren Gesetzen und Regeln kann so im Leben religiöser Gemeinschaft eine Anders-Welt entstehen, gekennzeichnet durch die Werte und Verheißungen des Reiches Gottes. Die amerikanische Biblikerin und Ordenstheologin Sandra Schneiders betont in ihrer Trilogie über postkonziliares Leben apostolischer (Frauen-) Gemeinschaften immer wieder neu, dass diese Lebensform untrennbar mit dem Osterdurchgang verbunden ist.² Nur in der Erfahrung des neuen Lebens durch den Tod der Hingabe hindurch ist es möglich, als einzelne und miteinander Zeugnis zu geben für ein Leben, das nicht nur vom ängstlichen Sorgen um sich selbst, sondern von der Zuwendung Gottes geprägt ist. Nur so ist ein Lebensstil möglich, der sich nicht stillschweigend dem Mainstream anpasst, der nicht verbürgerlicht, der sich seinen prophetischen Ruf bewahrt. Es geht um Ökonomie, Umgang mit den inneren und äußeren Gütern. Schneiders unter-

scheidet zwischen einer Ökonomie der Dinge, der Ware, der Auswahl, des Konsums (commodity economy) und einer Ökonomie der Gabe, des Geschenkes, der Armut, der Angewiesenheit (gift economy). Erstere ist Individualismus in seiner destruktiven Form. Jeder schaut auf sich selbst, versucht aus dem begrenzten Angebot an Habe-Möglichkeiten das meiste herauszuholen. Fischen gehen im Alleingang, Gemeinschaft als Dienstleister für die eigenen Bedürfnisse. Dem gegenüber, als Anders-Haltung, steht die Ökonomie der Gabe. Hier kommt der Mensch nicht durch Haben zu sich selbst, sondern durch Sein, durch geschenktes Sein. Es ist die Erfahrung der Jünger beim reichen Fischfang und noch mehr beim Mahl mit dem Auferstandenen. Dort fragt niemand mehr, weil alle wissen, dass der Herr, die Quelle des Lebens, mitten unter ihnen ist. Gabe-Ökonomie ist die Alternative zur Selbstisolation. Sie ist die Haltung, Gemeinschaft nicht als (manchmal lästigen) Zusatz zur eigenen Glückssuche zu sehen, sondern als inneres und äußeres Beziehungsnetz, in dem alle voneinander leben und Wachstumsimpulse bekommen. Es ist die österliche Atmosphäre, in welche die Jünger in der Begegnung mit dem zunächst Fremden eintauchen. Freilich haben sich, das macht Schneiders für den nordamerikanischen Kontext sehr deutlich, die äußeren Bedingungen für eine solche Haltung im Umgang mit den Ressourcen grundlegend verändert. Und zunächst scheint es, als ob sie eine Ökonomie der Gabe erschweren, ad absurdum führen. Die Zeiten einer selbstverständlichen Selbstfinanzierung religiöser Gemeinschaften durch eigene Institutionen

oder durch den starken Rückhalt eines tragenden Milieus sind vorbei. Die Notwendigkeit, für die eigene Gemeinschaft „zu verdienen“, vermehrt oft die Last der Arbeit, in der Verbindung zwischen auswärtigem bezahlten Dienst und den in der Gemeinschaft zu verrichtenden Aufgaben und Ämtern. Hinzu kommen die offenen Fragen und die oft existenziell gespürte Unsicherheit einer immer mehr globalisierten Welt.

Anders gewendet: All dies bedeutet nicht nur eine Schwierigkeit auf dem Weg der Nachfolge. Vielmehr ist es auch ein Kairos. Es provoziert – allgemein, aber auch speziell in der Lebensform der evangelischen Räte – die Frage nach Sinn, auf wen oder was Menschen ihr Verlangen, ihre Hoffnung setzten. Hier ist jeder in seiner Freiheit gefragt. Es besteht kein Automatismus darin, dass Lebens-Frustrationen zu einer Erkenntnis des Auferstandenen führen. Erfahrungen wollen gedeutet sein, verlangen nach innerer Ausrichtung, der Bereitschaft, den Weg nicht ohne ihn zu gehen, auch dort, wo gerade zurzeit keine Fische „anbeißen“, wo es keinen vorgefertigten Plan gibt und die Antworten von gestern offensichtlich nicht ausreichen. So ist der Osterdurchgang nie ein für alle Mal „geschafft“ – die Rückkehr in die vom Evangelium umschriebene, von Ihm erfüllte Welt ist ständige Aufgabe.

Deshalb ist es ein untrügliches Zeichen für die Echtheit spirituellen Wachstums, wenn bei einzelnen und bei der ganzen Gemeinschaft das Vertrauen darauf wächst, sich einander und dem in vielfältigen überraschenden Momenten sich offenbarenden Herrn in der Mitte anvertrauen zu können. Wenn die Hingabe an einen Dienst für Arme, der

nicht lukrativ ist, von dritter Seite mit getragen wird. Wenn gerade im gemeinsamen Exodus, im Hinausgang aus geschützten Komfortzonen eine Kraft der Liebe sich zeigt, die – siehe das Gespräch zwischen Petrus und Jesus! – von Seiner Liebe zeugt. So ist Ökonomie der Gabe nie nur eine wirtschaftliche Kategorie, sie weist vielmehr hin auf ein umfassendes Selbstverständnis.

Bevor jetzt aus dem Gesagten einige Konturen für ein notwendiges Gespräch über den Lebensstil religiöser Gemeinschaften gezogen werden, soll sich der Blick noch kurz auf die Vielfalt von Beziehungen richten, welche oft gerade in religiösen Gemeinschaften das Leben prägen. Auch hier haben sich in den letzten Jahrzehnten enorme Veränderungen vollzogen, die längst nicht mehr nur die jüngere Generationen betreffen. Diese ist es jedoch, die wie selbstverständlich ihr „soziales Netzwerk“ in den neuen Lebensbereich mitbringt. Selbst da, wo Klöster noch Mauern haben, sind diese längst durchlässig für die unterschiedlichen Beziehungsgefüge, welche die konkrete Gemeinschaft über den Kreis der Schwestern und Brüder, der Angestellten und Sympathisanten hinaus weiten. Hinzu kommen die bleibenden Kontakte zur Ursprungsfamilie, die – besonders wenn leibliche Geschwister fehlen – eine Pflicht der Liebe gegenüber den Eltern darstellen.

Hier eröffnen sich durch globalisierte Kommunikation – bei allen Risiken und Gefahren, welche Abhängigkeit von E-Mail-Antworten und Facebook-Likes darstellen – ganz neue Möglichkeiten gerade für einzeln oder in sehr kleinen Gruppen lebende Mitglieder. Es ist nicht mehr nur die physikalisch unter einem Dach lebende Kommunität; diese öffnet

sich für vielfältige Kontakte. Schwestern und Brüder können über die Kontinente hinweg skypen, einander stützen, am Leben teilnehmen, mit- und füreinander beten.

In einer Zeit kleiner werdender Gemeinschaften kommt wohl auch denen eine besondere Bedeutung zu, die in irgendeiner Form von Assoziation oder auch in großer Treue ohne äußere Bindung am Leben teilnehmen und die, so ist zu hoffen, nicht nur als willkommene Ehrenamtsarbeiter und Wohltäter angesehen werden. Oft sind sie es ja, von denen eine Dynamik ausgeht, welche dort fehlt, wo eine Gemeinschaft nur im „eigenen Saft brät“. Sowohl bei diesen „Sympathisanten“ wie auch bei aus dem Ausland kommenden und mitlebenden Mitgliedern hängt wohl viel davon ab, wie weit sich die „Stammkommunität“ öffnet und miteinander Wege beschritten werden, die alleine, ohne einander nicht möglich wären.

In Freiheit gebunden

Lassen sich diese Hinweise nun verdichten auf einige Konturen, welche stilbildend sein könnten?

Um menschlich zu sein, um aus der Mitte leben zu können, braucht es Herz und Atem. Diese innere Mitte, für die jede und jeder einzelne Verantwortung trägt, ist die Beziehung zu Jesus Christus. Vor aller Sendung, vor jeder Beauftragung zu einem kirchlichen Dienst steht die Frage nach der Liebe. Sie ist der Lebensstrom, der im Gleichgewicht bleiben will zwischen ein- und ausatmen. Unmissverständlich macht dies der nachträgliche Schluss des Johannesevangeliums klar. Es ist der Weg der Sehnsucht, die sich in den einzelnen

Lebensphasen unterschiedlich zeigt. Aber immer geht es darum, über die kleinen Bedürfnisse hinaus sich auszustrecken und weit zu werden. Das ignatianische und so oft in der Geschichte der Spiritualität wiederholte „Gott in allem suchen und finden“ stellt die Herausforderung jeder Zeit da. Je weiter die menschlichen Möglichkeiten reichen, umso wichtiger ist es, Selbst- und Gottfindung nicht zu trennen, die Gegenwart des Auferstandenen zu universalisieren. Dies ruft nach einer Gebetsweise, die bewusst über das Endlich-Begrifflich-Denkbar hinaus geht, die Atem und Leib einbezieht. Dass die menschlich-göttliche Beziehungsgeschichte Zeiten der Stille, regelmäßiges Innehalten braucht, sei genauso angemerkt wie auch die Not, innergemeinschaftlich dafür eine Sprache zu finden. Gerade dies aber wäre ein enormer Zugewinn an geistlicher Solidarität, wenn ältere und jüngere Mitglieder lernen würden, über das miteinander zu sprechen, worauf sie ihre Hoffnung setzen; wenn sie über die „Eucharistie als Höhepunkt“ hinaus liturgische Formen finden könnten, sich in dieser Hoffnung Gott zuzuwenden; wenn sie sich bei großer Wertschätzung der individuellen, einzigartigen Suchwege darin eins wüssten.

Ein weiteres Stilelement geht aus vom Wort des Auferstandenen an Petrus, das im zitierten Johannes-Kapitel gegen Ende überliefert ist: „Als du jünger warst, hast du dich selber gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest. Wenn du aber älter wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und führen, wohin du nicht willst“ (Joh 21,18). Einmal abgesehen von der im folgenden Vers gegebenen

Interpretation, dass Petrus wie sein Herr selbst ums Leben kommen wird, ist hier eine tiefe menschliche Weisheit ausgedrückt. Die einmal getroffene Entscheidung für Gemeinschaft beinhaltet Bindung, so wie jede Entscheidung die Anzahl wählbarer Möglichkeiten eingrenzt und so das Leben in der Tiefendimension erst möglich macht. Gerade in einer Zeit, in der sich das Verhältnis zwischen Autonomie und Gemeinschaft zuungunsten der letzteren verschoben hat, gilt es zu erinnern: Wo Menschen sich in existenzieller Tiefe, d.h. hier in der Christusnachfolge, aufeinander einlassen, entsteht eine neue Qualität des Lebens, die ohne einander nicht möglich ist. Dies ruft in allen Spannungen und Unterschiedlichkeiten nach einer Haltung, welche die Zusammensetzung der Gemeinschaft als Fügung versteht: „Der Herr gab mir Brüder“ (Franziskus). Ein wechselseitiges Einander-Brauchen sei hier ins Wort gebracht, in aller Wachsamkeit gegenüber der menschenmöglichen Perversion von Abhängigkeit und Instrumentalisierung. Der einzelne ist mit seinen Gaben und Fähigkeiten immer ergänzungsbedürftig, wie in der Johannes-Stelle das Miteinander von Petrus und dem Lieblingsjünger zeigt. Das heißt dann auch, dass die Idee einer isolierten Verwirklichung der eigenen Person illusorisch ist. Auch wenn es paradox klingt: Bindung in Beziehung schafft Freiheit. So ist es wohl eine gute Übung(!), Gemeinschaft nicht in erster Linie als Dienst am Selbstwerden oder als Objekt (berechtigter oder unberechtigter) Kritik zu sehen, sondern als Ort des Verdankt-Seins.

Bei diesem Bleiben in und Halten von Beziehungen kommt gerade der älteren

Generation eine wichtige Rolle zu. Mit ihrem Lebenszeugnis der Treue – man denke an die nicht aufhörenden Turbulenzen der letzten 50 Jahre in religiösen und kirchlichen Fragen! – vermögen sie zu integrieren, den Schatz der Tradition elastisch weiterzugeben, den eigenen, oft bewiesenen Mut zum Aufbruch auch den wenigen, jetzt jüngeren Schwestern und Brüdern zuzutrauen und zuzumuten. Ihnen selbst, den Älteren, wird jedoch zugemutet, Umbruch und Brüche, Spannungen und offene Zukunftsfragen nicht nur auszuhalten, sondern in gutem Sinne zu „halten“, mitzutragen. Öffnen sich denn überhaupt noch Möglichkeiten, offene Horizonte für morgen? Zunächst: Kirche als ganze wie auch religiöse Gemeinschaften haben ihren Daseinsgrund nicht in sich selber: „... damit wir nicht mehr für uns selbst leben, sondern für ihn, der für uns gestorben und auferstanden ist.“ (4. Hochgebet) Ansonsten führt das Faktum der Endlichkeit, der menschlichen Begrenztheit und des Todes zu Resignation und Bitterkeit. Die Erkenntnis des lebendigen, gegenwärtigen Jesus Christus („Es ist der Herr!“) geht jeder Inanspruchnahme, jedem Dienst, jedem neuen „Projekt“ voraus. Das erste ist nicht die konkrete Arbeit, der Auftrag, die Verkündigung. Primär, auch in der Aufmerksamkeit, ist die innere Haltung, Ihm zu gehören, Ihm zu begegnen in den Menschen, in ihrer Not und Bedrängnis. Nur so wird es möglich sein, dass religiöse Gemeinschaften ihren originären Beitrag leisten zur Heraus- und Überforderung unserer Zeit. Wenn der gesamten westlichen Gesellschaft klar wird, dass sie nicht mehr die wohlbehütete Insel sein kann, dass sie vielmehr Teil eines in vieler Hinsicht äch-



zenden und leidenden Globus ist, dann mag das, was Gemeinschafts-Christen hier „leisten“ können, oft als verschwindend gering erscheinen. Umso mehr stellt sich die Frage danach, wie Berufung eine Erfahrung der Gegenwart ist. Wo brennt heute das Feuer, bei dem der Herr einlädt zu dem Mahl, das er selbst bereitet hat und das seine Jünger zusammen führt? Wo ist, inmitten von Hilflosigkeit und Armut, Leben in Fülle spürbar? Diese Fragen richten sich nicht nur an einzelne, sie zielen auch auf das Miteinander innerhalb von und zwischen Gemeinschaften. Hier sind wohl längst noch nicht alle eingefahrenen Autonomie-Haltungen überwunden. Nur langsam gibt es z.B. im Bereich der Formation gemeinsame Unternehmungen, welche sich aufgrund der grundlegenden, für alle Gemeinschaften gleichen oder ähnlichen spirituellen und theologischen Grundlagen mehr als nahelegen. Auch der bisherige Kontakt älterer und jüngerer Gemeinschaften lässt sich intensivieren. Oft müssen drängende Fragen finanzieller Natur oder des akuten Sterbens einer ganzen Gemeinschaft dafür sorgen, Ausschau nach „Bündnispartnern“ zu halten. Die (gedachte, gefühlte?) Dominanz des Eigenen ist hinderlich sowohl bei der Bildung von internationalen Kommunitäten wie auch bei dem Blick über den Tellerrand auf der Suche nach neuen Konstellationen, um wirklich geistliche Gemeinschaft leben zu können.

Denn dies, darauf macht Sandra Schneiders aufmerksam, gilt ja für jegliche Form eines Engagements: Es hat „ministry“ zu sein – Dienst im jesuanischen Sinne. Die Frage der Finanzierung darf dabei freilich nicht außen vor

bleiben. Sie ist jedoch nicht damit zu beantworten, dass jedes Gemeinschaftsmitglied für die eigenen Bedürfnisse sorgt. In einer (noch) wohlhabenden Kirche und Gesellschaft sind wohl Quellen zu erschließen, welche indirekt auch solche Dienste mittragen, die kein Entgelt beanspruchen können, die im biblischen Sinne des Wortes „umsonst“ sind. Sowohl für die Leitung als auch für das Mitglied der Gemeinschaft ist hier die innere Unterscheidung gefragt, die ehrliche, transparente und gemeinschaftliche Suche nach dem Ort, wo der Auferstandene einlädt, die Netze auszuwerfen. Betrachtet man abschließend den Lebensstil religiöser Gemeinschaften mit Blick auf Umgangsformen in einer postmodernen und wohl auch postsäkularen Gesellschaft, so legt sich – zumindest in der Möglichkeit – der Buchtitel des italienischen Ordenstheologen Rino Cozza nahe: „La custodia dell’ umano – die Bewahrung, der Schutz des Menschlichen.“³ Der wunderbare Glanz menschlichen Lebens sei hier nicht als ein Geheimwissen verstanden, mit dem sich Ordensleute zu brüsten hätten – vielmehr als ein Dienst, welcher denen abverlangt ist, die mitten in der endlichen, begrenzten Wirklichkeit („... finden sie nichts“) das neue Leben, das von Paulus beschriebene „Sein in Christus“ erkannt haben, in aller Armut und Unvollkommenheit: „Keiner wagte ihn zu fragen, sie wussten, dass es der Herr ist.“ Zu dieser von Gott in Christus angenommenen Menschlichkeit gehört eine persönliche und damit auch individuelle Freiheit, die sich nicht an der Auswahl von Möglichkeiten misst. Vielmehr weiß sie um den Wert von Entscheidung, Bindung, Verzicht. Den Brunnen des Eigenen und der Gemein-

schaft in die Tiefe zu graben, das verlangt Entschiedenheit, in der ein Mensch auf sinnvolle Weise zu sich findet, zu dem „Ich“, das immer wieder neu im Osterdurchgang geboren werden will. Mehr als in der Vergangenheit – in der es viele vorgefertigte Strukturen gab – kommt es auf diesen Menschwerdungsprozess des / der einzelnen an, mit dem er / sie als persönliches Charisma Gemeinschaft aufbaut. Die erste Zielsetzung ist nicht das WAS, sondern das WIE der Lebensvollzüge. Gelangen Christen hier miteinander zu einer inneren Klarheit, wird dies der ganzen Gemeinschaft Dynamik und Kraft geben. Auch wenn solche Zellgruppen sehr klein sind, wenn sie (sehr biblisch!) in der „Zerstreuung“ leben, werden sie für Kirche und Gesellschaft relevant sein: inmitten einer Kirche, die Abschied nimmt von großen Zahlen zugunsten lebendiger Glaubensgemeinschaften; inmitten einer Gesellschaft, welche in den sozialen und weltanschaulichen Turbulenzen droht, Menschlichkeit zu verlieren. Da „im Grunde, in seiner Sehnsucht“ jeder Mensch um das weiß, was wirklich menschlich ist, braucht es einzelne und Gemeinschaften, die offenbar machen und leben, was Menschsein in Fülle bedeuten kann. Nicht geringer sollte der Anspruch sein, wenn es darum geht, in der konkreten Situation in der Gemeinschaft Fragen des Lebensstils offen anzusprechen. Möge dies in einer Atmosphäre geschehen, in welcher Schwestern und Brüder den Mut haben, die damit verbundene Herausforderung und den darin verheißenen „Schatz im Acker“ mit- und füreinander ins Wort zu bringen – nicht als unberechtigte Kritik, in Besserwisserei; vielmehr in der Sorge, dass Leben nicht

verloren geht, sondern mit Blick auf den Herrn gewonnen wird. Diese Sorge wird sich nicht zuletzt darin äußern, dass jede Gemeinschaft darauf schaut, dass das Verhältnis von Gebet und Arbeit nicht aus dem Blick gerät, sondern dass beides sich gegenseitig durchdringt. In dem Maße, wie jemand wirklich bei sich ist, d.h. wie er sein Wirken („fischen“) immer wieder hinein stellt in die Beziehung zum Herrn – in diesem Maße wird er fruchtbar. Der persönliche Dienst des Gebetes, sei es in einer kontemplativen, monastischen oder apostolischen Gemeinschaft, gehört zum unverzichtbaren Stilelement einer Lebensform, die ihren Daseinsgrund verliert ohne lebendige Beziehung zu dem, der immer schon am Ufer steht und wartet.

.....

- 1 „Die stark auf das Subjekt konzentrierte Kultur unserer westlichen Gesellschaft hat dazu beigetragen, die Achtung für die Würde der menschlichen Person als Wert zu verbreiten sowie deren freie Entfaltung und Autonomie positiv zu beeinflussen. Die Tatsache dieser Anerkennung stellt einen der bedeutendsten Wesenszüge der Neuzeit dar und ist gottgewollt.“ (Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens: Der Dienst der Autorität und der Gehorsam, Nr. 2 – Rom 2008).
- 2 Vgl. zum folgenden S. Schneiders, *Buying the Field – Catholic Religious Life in Mission to the World*, New York 2013, v.a. S. 102ff; 223ff.
- 3 Bologna 2014.